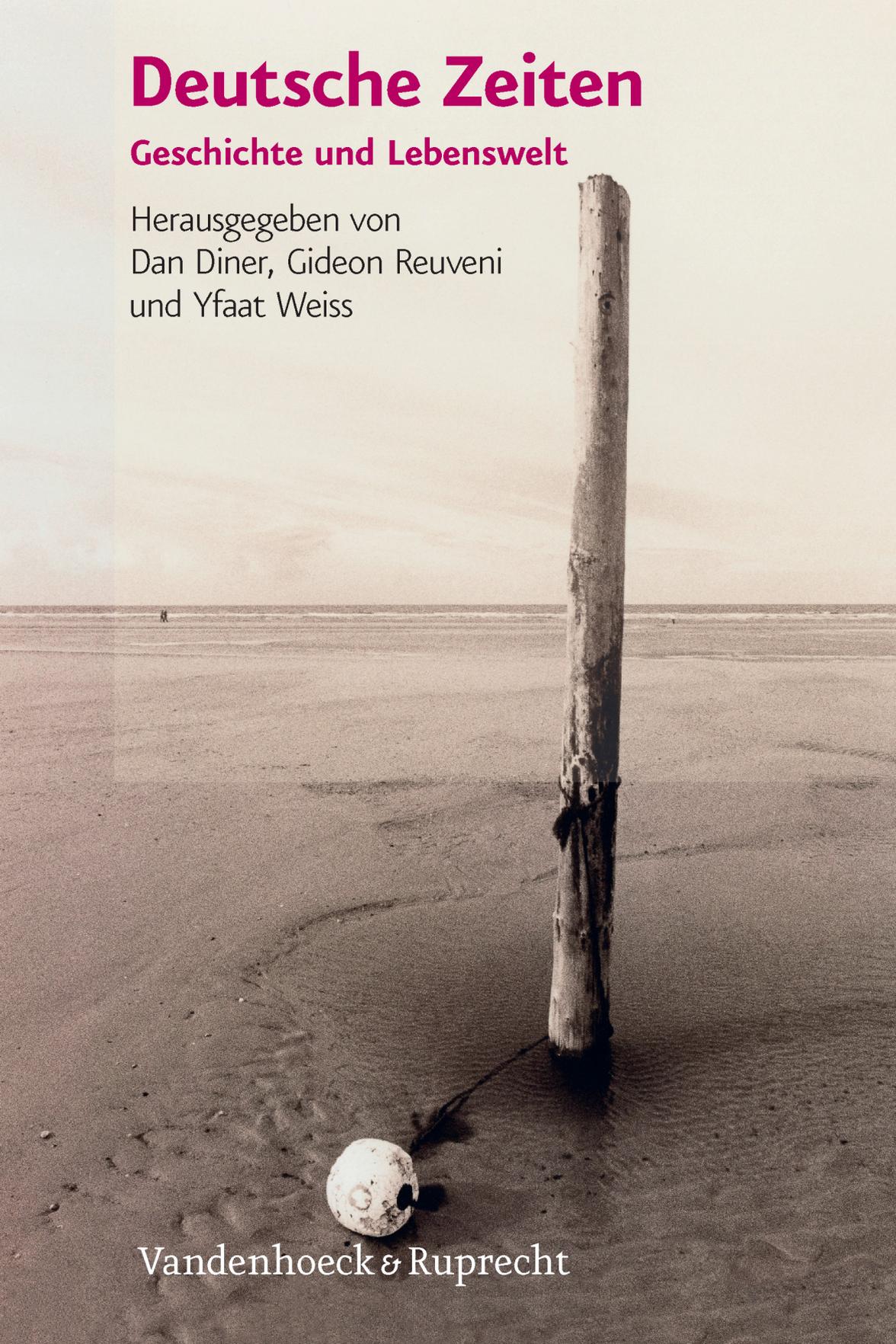


Deutsche Zeiten

Geschichte und Lebenswelt

Herausgegeben von
Dan Diner, Gideon Reuveni
und Yfaat Weiss

A photograph of a beach scene. A vertical wooden post stands in the sand, with a white buoy tied to its base. The background shows a wide expanse of sand and a distant horizon under a pale sky. The overall tone is muted and historical.

Vandenhoeck & Ruprecht

Dan Diner, Deutsche Zeiten



Deutsche Zeiten

Geschichte und Lebenswelt

Festschrift zur Emeritierung
von Moshe Zimmermann

Herausgegeben von Dan Diner, Gideon Reuveni
und Yfaat Weiss

Vandenhoeck & Ruprecht

Redaktion: Petra Klara Gamke-Breitschopf
Lektorat: André Zimmermann
Übersetzungen: Felix Kurz, Ralph Mandel

Mit 19 Abbildungen

Gedruckt mit Unterstützung der Fritz Thyssen Stiftung.



Umschlagabbildung:
Sankt Peter-Ording.
Bootspfahl im Watt mit einem Plastikschwimmer
(1999) © ullstein bild – sodapix

Bibliografische Information der Deutschen Nationalbibliothek
Die Deutsche Nationalbibliothek verzeichnet diese Publikation in der
Deutschen Nationalbibliografie; detaillierte bibliografische Daten sind
im Internet über <http://dnb.d-nb.de> abrufbar.

ISBN 978-3-525-30164-7

ISBN 978-3-525-30164-8 (E-Book)

© 2012, Vandenhoeck & Ruprecht GmbH & Co. KG, Göttingen/
Vandenhoeck & Ruprecht LLC, Bristol, CT, U.S.A.
www.v-r.de

Alle Rechte vorbehalten. Das Werk und seine Teile sind urheberrechtlich geschützt.
Jede Verwertung in anderen als den gesetzlich zugelassenen Fällen
bedarf der vorherigen schriftlichen Einwilligung des Verlages. – Printed in Germany.
Satz: Dörlemann, Lemförde
Druck und Bindung: ☉ Hubert & Co, Göttingen

Gedruckt auf alterungsbeständigem Papier.

Inhalt

Zum Geleit	9
----------------------	---

Zugänge

<i>Hans-Ulrich Wehler</i> Geschichtswissenschaft und Sozialwissenschaften	17
--	----

<i>Gideon Reuveni</i> The Bridge and the Door – On the Cultural Economy Approach to History	24
---	----

Frühe Zeiten

<i>Matthias Schmidt</i> Marcus Tullius Cicero Recontextualized: Latin Political Writing in Cultural Exchange and Individual Crisis	41
---	----

<i>Michael Toch</i> Bürgertum und Juden im mittelalterlichen Deutschland	61
---	----

<i>Steven E. Aschheim</i> Gabriel Riessers Rechte – Zur deutsch-jüdischen Erfahrungswelt zwischen Sittlichkeit und Zurückweisung	75
---	----

<i>Helmut Berding</i> Henriette Fürth: Soziales Engagement zwischen Wissenschaft und Politik	89
--	----

Gebrochene Zeiten*Wolfgang Schieder*

Von Stalin zu Mussolini.

Emil Ludwig bei Diktatoren des 20. Jahrhunderts 111

Hans Mommsen

Hitler und der Mythos der Volksgemeinschaft.

Zur Auflösung der bürgerlichen Nation 132

Lorenz Peiffer/Henry Wahlig

Ein Treffpunkt der Gemeinde:

Sport im deutsch-jüdischen Sozialleben vor und nach 1933 141

Petra Terhoeven

Fußballrausch im Faschismus:

Die Weltmeisterschaft 1934 in Italien 160

Inge Marszolek

»Ein neues Deutschland ist erstanden ...« –

Zur Geschichte des HSV im »Dritten Reich« 192

Otto Dov Kulka

Between Theresienstadt and Auschwitz –

In Search of History and Memory 213

Danach*Yfaat Weiss*

On Guilt and the Visibility of Justice 227

Norbert Frei

Zweimal Landsberg.

Über Juden und Deutsche in den ersten Nachkriegsjahren 241

Stefanie Schüler-Springorum

Juden, Holländer, Deutsche – Eine kleine Nachkriegsgeschichte 252

Jürgen Reulecke

Wie soll es weitergehen?

Zum westdeutschen Generationendiskurs nach 1945 274

Inhalt	7
<i>Ofer Ashkenazi</i> <i>Heimat, Displaced:</i> German-Jewish Symbiosis in Konrad Wolf's Cinematic Narration	288
<i>Alon Confino</i> On the Virtue and Tyranny of the Past	313
<i>Dan Diner</i> World War II Reframed: History's Memory in an Era of Globalization	324
Zu den Autorinnen und Autoren	336

Zum Geleit

Die vorliegende Festschrift ist Moshe Zimmermann anlässlich seiner Emeritierung zugeeignet. Freunde, Kollegen und Schüler aus verschiedenen Ländern, vornehmlich aus Deutschland und Israel, möchten mit diesem Band dem Professor für Neuere, insbesondere für Deutsche Geschichte, an der Hebräischen Universität Jerusalem ihren Dank und ihre Anerkennung aussprechen. Diese gelten dem Forscher, Lehrer und langjährigen Direktor des am dortigen Fachbereich Geschichte angesiedelten Richard-Koebner-Instituts, an dem er eine bedeutende Zahl von Studierenden zu anerkannten Forscherinnen und Forschern ihres Faches ausgebildet hat. Seit Jahrzehnten steht Moshe Zimmermann für den Ausbau und Erhalt der deutsch-israelischen Kultur- und Wissenschaftsbeziehungen und für den Austausch von Studierenden und Lehrenden aus beiden Ländern. In den Medien beider ebenso verschiedenen wie komplementären Länder ist er als Vermittler präsent. Mit Fug und Recht kann so von einer Ära Moshe Zimmermann gesprochen werden.

Diese Ära hebt an in den frühen 1980er Jahren und dauert bis in die Gegenwart fort. Hinsichtlich der akademischen Pflege deutscher Geschichte und Kultur in Israel umspannt sie eine komplexe Periode des Übergangs. Komplex ist diese Periode schon deshalb, weil die deutsche Geschichte im jüdischen Staat erst relativ spät als akademisches Fach anerkannt wurde. Zweierlei dürfte hierfür ursächlich gewesen sein: zum einen die für Juden mit Deutschland, genauer: mit dem Deutschland des nationalsozialistischen Regimes verbundene katastrophische Existenz Erfahrung, zum anderen – jener erschütternden Kollektiv Erfahrung vorausgehend – die für Juden mittels der deutschen Sprache und Kultur empfundene Nähe zu Deutschland und allem Deutschen. In Israel deutsche Geschichte akademisch zu vermitteln schien demnach überflüssig. Als Juden fühlten sich viele Israelis, vor allem jene, die aus Mittel- und Osteuropa stammten, ohnehin mit Deutschland und allem Deutschen bestens vertraut. An den Universitäten und hier an erster Stelle an der Hebräischen Universität – der ersten Universität des Landes – erschien eine Institutionalisierung der deutschen Geschichte als Gegenstand von Lehre und Forschung geradewegs redundant. Nicht zuletzt setzte sich seinerzeit der Lehrkörper zu großen Teilen aus Israelis deutsch-jüdischer Herkunft oder zumindest deutschsprachigen Hintergrunds zusammen. Die Hebräische Universität galt lange und zuweilen nicht ohne ironischen Zungenschlag als deutsche Universität. Die Gründung des dortigen Fachbereichs Geschichte erfolgte in den 1930er Jahren durch den aus Breslau stammenden, sich der Erforschung des Mittelalters, vornehmlich

der Kölner Stadtgeschichte, widmenden Richard Koebner. In Jerusalem von den Quellen seines Gegenstandes abgeschnitten, war er aus forschersicher Not heraus gehalten, eine neue Thematik gleichsam *ex nihilo* zu kreieren. Dies war die Geburt der Begriffsgeschichte. Koebner verließ Anfang der 1950er Jahre Jerusalem, um im englischen Cambridge eine Professur anzutreten.

Erst mit der Persönlichkeit George Mosses, der aus den Vereinigten Staaten als ständiger Gastprofessor nach Israel kam, sollte in den 1970er Jahren deutsche Geschichte als Fach in Jerusalem institutionalisiert werden. Dass der aus Berlin stammende Mosse neben seiner Professur in Madison (Wis.) in Jerusalem für sich den Status eines auf Englisch lehrenden ständigen Gastes aufrechterhielt, mag die damals noch bestehende Distanz zur deutschen Geschichte als akademischem Fach bezeugen. Dass ihm Moshe Zimmermann als ein im Land geborener und ausschließlich hebräisch sozialisierter Israeli nachfolgte, markiert diese damals vorgenommene Überschreitung umso deutlicher.

Moshe Zimmermann wurde im Dezember 1943 in Jerusalem geboren. Der zeitliche Abstand zwischen seinem Geburtsdatum und der Kriegswende in Stalingrad ist aufschlussreich. Vom eigentlichen Kriegsschauplatz schien Palästina weit entfernt, außerhalb der Geschichte lag es nicht. Die Gefahr der Vernichtung schwebte auch über den dort niedergelassenen Juden. Seine Eltern waren in den dreißiger Jahren auf der Flucht vor den Nazis aus Hamburg ins Land gekommen. Der Vater, ein gesetzestreuer Jude, wurde Lehrer und Direktor der in Israel zu geradezu ikonischer Bedeutung heranreifenden aufgeklärt-orthodoxen Jerusalemer Schule Ma'ale. Sein Sohn Moshe war Schüler ebendort. So durchlief der spätere Universitätslehrer den traditionellen Bildungskanon religiöser Juden bei gleichzeitiger Unterweisung in profanem Wissen und verfügte schon bald über profunde Kenntnisse dessen, was Achtung gebietend als jüdische Gelehrsamkeit verstanden wird. Später wandte er sich von den Maßgaben der Gesetzesreligion ab. Dass dieser Entscheidung das Studium der Geschichte gleichsam entgegenkam, erschließt sich aus der biografischen wie thematischen Konstellation einer solchen Wende. Bereits als Assistent des charismatischen Historikers Jacob Talmon, unter dessen Anleitung er promovierte, wurde er mit der emblematischen Bedeutung der Französischen Revolution und ihren Verwerfungen vertraut gemacht. Sein bevorzugtes Arbeitsgebiet sollte jedoch nicht die französische, sondern die deutsche Geschichte werden. Seine Dissertation verfasste er über die Geschichte der Hamburger Juden angesichts des aufkommenden deutschen Nationalismus in der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts. Die deutsche Sprache, die ihm zu Hause bewusst vorenthalten worden war, musste er sich aneignen. Zu Forschungszwecken trat er in den frühen 1970er Jahren einen längeren Aufenthalt in Hamburg an. Dieser dürfte vorgelagerte familiäre Erinnerungen evoziert haben. So lag es nahe, dass sich seine Faszination für den Fußball auf den Verein der Hansestadt richtete.

Das mündliche Gedächtnis reicht weiter zurück als die eigene Erinnerung, es heißt, bis etwa fünfzig Jahre vor der eigenen Geburt. Für Moshe Zimmermann würde die Gedächtniszeit demnach bis in die letzten beiden Jahrzehnte des 19. Jahrhunderts führen. Das ist die Zeit des aufkommenden modernen Antisemitismus, der verbunden ist mit dem Namen Wilhelm Marr und einen weiteren Gegenstand im Forschungsfeld deutsch-jüdischer Geschichte des Jerusalemer Historikers bezeichnet. Ob es sich um die Verheißungen jüdischer Emanzipationsgeschichte handelt, um die Geschichte des Bürgertums aus sozialhistorischer Sicht oder um die Geschichte des Antisemitismus bis zur Vernichtung auch und gerade der deutschen Juden, wovon eines seiner jüngsten Werke zeugt: Moshe Zimmermanns Erkenntnisinteresse ist jenen Fragen verbunden, die der deutsch-jüdischen Erfahrungsgeschichte entspringen. Im Ergebnis handelt es sich um eine düstere Geschichte, und dies obwohl er sich in seinem Zugang stets von Neuem einer sonst gern in Anschlag gebrachten negativen Teleologie zu entziehen sucht. Die von ihm mit großem Enthusiasmus betriebene Geschichte des Sports mag ebenso wie der Film, dessen er sich als Gegenstand der Historie angenommen hat, hier ausgleichend wirken. Schließlich erlaubt es gerade der Film als Ausdruck der Imagination, den Zeitläuften eine unvorhergesehene Wendung zu geben. Kontrafaktische Zugänge sind für Moshe Zimmermann gern erprobte historiografische Alternativen zur realen Geschichte.

Die Moshe Zimmermann anlässlich seiner Emeritierung gestiftete Festschrift folgt der Orientierung seines akademischen Wirkens und erhebt die in ihr behandelten deutschen Zeiten zu Marksteinen des historischen Gedächtnisses. Dass die Trägerinnen und Träger Moshe Zimmermann besonders nahe stehen, erhöht ihren emblematischen Wert. Der Band wird mit der Rubrik *Zugänge* und einem Beitrag von *Hans-Ulrich Wehler* (Bielefeld) eröffnet. Dessen Text widmet sich dem Verhältnis von Sozialgeschichte und Sozialwissenschaften in programmatischer Absicht und steht für sein Œuvre, das die Geschichtsforschung der Bundesrepublik über lange Zeit bestimmt. Generationell und entsprechend der Methodenfolge verschoben schließt sich hieran der Beitrag von *Gideon Reuveni* (Sussex) – Schüler von Moshe Zimmermann – an. Er präsentiert den Zugriff einer kulturgeschichtlich orientierten Wirtschaftsgeschichte, die er nicht zuletzt empirisch anhand der jüdischen Bildungs-, Buch- und Lese-geschichte in Deutschland in der Zeit vor 1933 erprobt.

Die folgende Rubrik *Frühe Zeiten* wird von *Matthias Schmidt* (Jerusalem), einem Althistoriker vornehmlich der Spätantike und engen Mitarbeiter des zu Ehrenden, eingeleitet. Er entfaltet den textuellen Kulturtransfer aus Griechenland nach Rom und konzentriert sich auf die Schriften von Marcus Tullius Cicero. Ihm folgt Zimmermanns Kollege aus der Mediävistik, *Michael Toch* (Jerusalem), der am Ort des gemeinsamen Wirkens unter anderem die jüdische Geschichte des deutschen Mittelalters, also von Aschkenas, vertritt. In seinem

Beitrag prüft er mit dem Blick auf die mittelalterlichen jüdischen Stadtbewohner die Geltung der Begriffe Bürgertum und Bürgerlichkeit auf ihren prototypischen Charakter hin. Ebenso ein Jerusalemer Kollege ist *Steven E. Aschheim*, der eine kulturgeschichtlich orientierte Intellectual History mit Konstellationen einer jüdischen Emanzipationsgeschichte verbindet, wie sein Beitrag zu Gabriel Riesser zeigt. Am Beispiel des gebürtigen Hamburgers, der herausragenden Figur der Frankfurter Paulskirchenversammlung, zeigt er die inneren, gleichsam das Intime beanspruchenden Akkulturationsleistungen der Juden in dem sich national verwandelnden Deutschland auf. Mit der deutsch-jüdischen Emanzipationsgeschichte und ihren Verwerfungen ist auch der Historiker *Helmut Berding* (Gießen) vertraut. Anhand der Wirkungsgeschichte der jüdischen Sozialwissenschaftlerin und Frauenrechtlerin Henriette Fürth lotet er in seinem Beitrag deren Lebenserfahrung von der Reichgründung bis zur Katastrophe aus.

Die Zeit der Katastrophe wird unter dem Titel *Gebrochene Zeiten* in einer eigenen Rubrik berücksichtigt. *Wolfgang Schieder* (Köln), Spezialist für die Geschichte des italienischen Faschismus, befasst sich mit Emil Ludwig, dem jüdischen historisch-politischen Schriftsteller, der in den 1930er Jahren europäische Führerfiguren, darunter Stalin und Mussolini interviewte, und der mit seinen biografischen Werken große öffentliche Wirkung entfaltete. Der NS-Forscher *Hans Mommsen* (Bochum) stellt die Krise des deutschen Bürgertums und seine Herabsetzung durch die Gleichschaltungspolitik der Nazis im Sinne der sozialen Illusion einer Volksgemeinschaft dar, der es gleichwohl gelang, die Nation in eben jenem Sinne weltanschaulich zu durchdringen. Die Zeit des Nationalsozialismus wird noch in weiteren Beiträgen behandelt und dies vor allem aus sportgeschichtlicher Perspektive. *Lorenz Peiffer* und *Henry Wahlig* (beide Hannover) erweitern die jüdische Geschichte vor und nach dem Jahr 1933 um die sportgeschichtliche Dimension als Element der Integration in die deutsche Gesellschaft und als Mittel der Selbstbehauptung. *Petra Terhoeven* (Göttingen) befasst sich mit der Fußballweltmeisterschaft in Italien 1934. Sie stellt die kalkulierte Indienstnahme des vorgeblich »männlichen Kampfsports mit italienischen Wurzeln« durch das faschistische Regime zur Festigung des totalitären Herrschaftsanspruchs dar. *Inge Marszolek* (Bremen) präsentiert anhand der Vereinspolitik des HSV, vornehmlich der Abteilung Fußball, gleichsam mikrohistorisch die Etablierung der Volksgemeinschaft, verbunden mit dem einschneidenden Ausschluss der jüdischen Vereinsmitglieder. Die Rubrik schließt mit einem biografischen Erinnerungstext des Jerusalemer Historikers *Otto Dov Kulka*, der als Kind die Marter von Theresienstadt und Auschwitz, dort im sogenannten Familienlager, erlitt und überlebte – es ist die Beschreibung eines Alltags zum Tode.

Auffällig ist der Umfang der hierauf folgenden Rubrik *Danach*, deren Dichte der Beteiligung mit der zunehmenden historischen Erforschung der Zeit nach '45 in Verbindung steht. *Yfaat Weiss* (Jerusalem) befasst sich mit der Schuldfrage der Deutschen und den damit verbundenen Fragen der Justiziabilität von

Verbrechen, die bis zu ihrer Verübung jenseits positivrechtlicher Stipulierungen lagen. Ihre Darstellung bewegt sich von der Bedeutung der ikonischen Schrift Karl Jaspers *Die Schuldfrage* in ihrer Zeit zu den nachholenden Diskursen von Historiografie und Rechtsverständnis. Norbert Frei (Jena) verwendet die Geschehnisse in Landsberg als Prisma, als Erinnerungsort für die Darstellung der spannungsreichen Beziehungsgeschichte zwischen jüdischen DPs, also als heimatlos eingestuften Ausländern in Deutschland, und der deutschen Bevölkerung vornehmlich zu Beginn der 1950er Jahre. Hieraus entfaltet er ein Panorama ebenjener Zeit des Übergangs. Einen sport- beziehungsweise fußballgeschichtlichen Zugriff auf die Nachkriegsgeschichte, rückblickend von der deutsch-holländischen Fußballbegegnung im Entscheidungsspiel der Weltmeisterschaft 1974, wählt Stefanie Schüler-Springorum (Berlin). Im Zentrum ihres Beitrags steht der nicht zuletzt jüdische erinnerungsgeschichtliche Hiatus zwischen dem tatsächlichen Verhalten der Niederländer gegenüber Juden während der deutschen Besatzung und dem über lange Dauer erhaltenen geschönten Bild darüber. Jürgen Reulecke (Gießen) widmet sich Phänomenen sogenannter Generationalität in der unmittelbaren deutschen Nachkriegszeit. Er stellt dar, wie die eigene Verunsicherung nach Nationalsozialismus, Weltkrieg und Niederlage vornehmlich bei den Vierzig- bis Fünfzigjährigen zur Verbreitung einer erfahrungsgeschichtlich angereicherten Vorstellung von Neubeginn führte, die sich der generationellen Kategorie der Jugend bediente, um dabei den drängenden Fragen von Schuld und Verantwortung auszuweichen. Moshe Zimmermanns Schüler Ofer Ashkenazi (Minneapolis, Minn.) diskutiert in seinem filmhistorischen Beitrag die Metapher »Heimat« anhand des in der DDR wirkenden Regisseurs jüdischer Herkunft Konrad Wolf, indem er die traditionell geprägten, klassischen deutschen Heimatvorstellungen mit jenen einer alternativen Heimat im Sinne sozialer und kultureller Zugehörigkeit kontrastiert. Hieran anschließend befasst sich Alon Confino (Charlottesville, Va.) in seinem Artikel mit den Spezifika der Erinnerungs- und Gedenkkultur, vornehmlich des Mit- beziehungsweise Gegeneinanders von Juden und Arabern in Israel, um dabei die Herrschaft der Vergangenheit über die Gegenwart als Erinnerungsüberschuss zu problematisieren. Der Band schließt mit Überlegungen von Dan Diner (Jerusalem/Leipzig) zu einer neuen Gedächtnisgeschichte des Zweiten Weltkrieges mit ihrem negativen Ereigniskern des Holocaust angesichts der fortschreitenden Globalisierung und Kulturalisierung von Wissensbeständen. Als grundlegend hierfür stellt er die Frage nach der Geltung des westlich-europäischen Geschichtsbegriffs für die nichtwestliche, nichteuropäische, gemeinhin als postkolonial bezeichnete Welt.

Dass wir Moshe Zimmermann als Freund, Kollegen und Forscher mit diesem Band würdigen können, verdanken wir an erster Stelle allen Beiträgerinnen und Beiträgern. Sie haben unser Vorhaben von Anfang an unterstützt und unserer

Idee Gestalt verliehen. Hierfür sei ihnen allen herzlich gedankt. Die ersten entscheidenden Schritte auf dem Weg zum Buch begleitete mit großer Umsicht Tamar Menashe (Jerusalem). Der Staffelfstab gelangte im Folgenden von Jerusalem nach Leipzig. Dort übernahmen Petra Klara Gamke-Breitschopf die Textredaktion und André Zimmermann das Lektorat für den Band. Felix Kurz (Berlin) und Ralph Mandel (Jerusalem) trugen durch ihre Übersetzungen zum vorliegenden Band bei. Schließlich stand in der Phase der Fahnenkorrektur Lina Bosbach hilfreich zur Seite. Allen Genannten wie auch Daniel Sander und allen weiteren Beteiligten im Verlag Vandenhoeck & Ruprecht, die den zuweilen eng gesteckten Zeitplan geradezu sportlich meisterten, sei hier ausdrücklich für ihr Engagement und ihre Sorgfalt gedankt. Am Ende dieses Geleitwortes steht unser großer Dank an die Fritz Thyssen Stiftung, ohne deren Unterstützung die Drucklegung des Bandes nicht möglich gewesen wäre.

Dan Diner, Gideon Reuveni und Yfaat Weiss

Frühjahr 2012

Zugänge

Hans-Ulrich Wehler

Geschichtswissenschaft und Sozialwissenschaften

Wer sich in den 1950er und 1960er Jahren der Geschichtswissenschaft zuwandte, traf auf eine schlechterdings verblüffende Arroganz der deutschen Historikerzunft. Seit Ranke, das war die feste Überzeugung ihrer erdrückenden Mehrheit, habe sich die deutsche Geschichtswissenschaft nicht nur an die Spitze der internationalen Entwicklung gesetzt, sondern diese Führungsposition auch unangefochten weiter behauptet – bis in die unmittelbare Gegenwart hinein. Da ihr der internationale Vergleich und die lebensgeschichtliche Erfahrung von Auslandsaufenthalten durchweg fehlten, war ihr entgangen, dass die englische, französische, amerikanische Wirtschafts-, Sozial-, Politik- und Kulturgeschichte einen mächtigen Sprung nach vorn getan hatten, zudem von einer lebhaften Theoriediskussion vorangetrieben wurden. Obwohl sich zahlreiche deutsche Historiker mit dem Nationalsozialismus arrangiert, ja ihm ein erschreckendes Maß an Unterstützung verliehen hatten, blieb zunächst eine Debatte über die diskreditierten politischen und erkenntnistheoretischen Prämissen der dominierenden Denkschule des Historismus aus. Allenfalls löste der Schock von Diktatur, Vernichtungskrieg und Holocaust allmählich geradezu rührende Bemühungen um einen moralisch geläuterten Historismus aus, die sich mit einem unveränderten Bekenntnis zu seiner Hermeneutik verbanden.

Jene Generationsgenossen, die ich genauer kenne, haben durch ihre Auslandsaufenthalte als Studenten, alsdann als Stipendiaten und Gastprofessoren wesentliche Impulse erhalten, diese dumpfe Stagnation und die alles andere als selbstkritische Einstellung zum eigenen Fach infrage zu stellen. Mit der konventionellen Politikgeschichte ließen sich zum Beispiel 1933 und seine Folgen nicht befriedigend erklären. Für uns alle schienen die eher systematisch argumentierenden Nachbarwissenschaften der Soziologie, der Ökonomie, der Politikwissenschaft das größte Anregungspotenzial zu enthalten. Deshalb wirkte auch ein Doppelstudium der Geschichts- und der Sozialwissenschaften attraktiv. Deshalb ging auch von akademischen Lehrern, die diesen Interessen entgegenkamen, eine solche Anziehungskraft aus. Theodor Schieder in Köln zum Beispiel war ein leidenschaftlicher Weberianer und wertete deshalb auch den bedeutendsten deutschen Historiker in der ersten Hälfte des 20. Jahrhunderts, Otto Hinze, der als einziger Weber bewundernd rezipiert hatte, sehr entschieden auf. Daneben hätte der Kölner Soziologe René König, ebenfalls ein beken-

nender Weberianer, aufgrund seiner historischen Interessen auch neuzeitliche Geschichte lehren können. In Berlin gehörten Ernst Fraenkel und Gerhard A. Ritter zu solchen Vermittlungspersönlichkeiten. Wäre es nicht zu der seit 1933 erzwungenen Emigration zahlreicher aufgeschlossener jüngerer Historiker jüdischer Herkunft gekommen, wäre dieser Kreis noch größer gewesen.

Welche Anregungen aus den genannten Nachbarwissenschaften haben sich für Historiker als besonders folgenreich erwiesen?

1. Da steht an vorderster Stelle die Denkfigur von der doppelten Konstituierung von Wirklichkeit. Zum einen wird Realität durch machtvoll vorantreibende soziale, ökonomische, politische, kulturelle Prozesse, aber auch durch darauf beruhende restriktive Bedingungen gestaltet, deren Charakter und Durchsetzungskraft erst mithilfe der benachbarten Sozialwissenschaften umfassend analysiert und vor allem erklärt werden können. Eine Ahnung davon besaß selbst Gerhard Ritter, eine der konservativen Leuchten der Historikergunft nach 1945, als er 1949 über die »Zukunftsaufgaben« der deutschen Geschichtswissenschaft schrieb: »Historie [...] ohne Beherrschung der ökonomischen Grundbegriffe [...], aber auch der soziologischen Methoden, führt zu bloßer Rhetorik ohne tieferen Erkenntniswert.«¹ Doch auf Tausenden von Seiten, die Ritter seither geschrieben hatte, war er nicht ein einziges Mal diesem Postulat auch nur von ferne gerecht geworden – und mit ihm die Mehrheit der deutschen Historiker in den 1950er und 1960er Jahren. Was über die strukturellen Antriebskräfte, vor allem der neuzeitlichen Realität, danach herausgearbeitet worden ist, entstammt auch der Kooperation mit den Nachbarwissenschaften, übrigens nicht nur in Deutschland, sondern in allen westlichen Ländern.

Zum anderen wird Wirklichkeit durch die Perzeption der Zeitgenossen konstituiert. Diesen Nexus erfasst und in die Lehre von der Hermeneutik übersetzt zu haben, ist das unbestreitbare Verdienst des Historismus, wie das auch Max Weber mit seiner »verstehenden Soziologie« verfochten hat. In der Regel ist diese Wahrnehmung von Realität für die Akteure ausschlaggebend. Handlungstheoretisch gesehen orientieren sie sich primär an ihr. Erst der Historiker oder Sozialwissenschaftler kann hinterher die Macht der stummen, anonymen Antriebs- und Prägekräfte angemessen zur Geltung bringen und ihre Wirkungen gewichten.

2. Der nächste Gewinn bestand aus der Teilnahme an den Theorie- und Methodendebatten, die von den Sozialwissenschaften ungleich intensiver als von den arrivierten, meist theorieskeptischen Historikern verfolgt wurden. Eine wichtige Bilanz dieser Diskussionen läuft darauf hinaus, dass sich die neukantianische Erkenntnistheorie auf der Linie Webers noch einmal als stärkster Ein-

¹ Gerhard Ritter, Gegenwärtige Lage und Zukunftsaufgaben deutscher Geschichtswissenschaft. Eröffnungsvortrag des 20. Deutschen Historikertages in München am 12. September 1949, in: Historische Zeitschrift 170 (1959), H. 1, 1–22, hier 21 f.

fluss erwiesen hat. Siebzig Jahre vor Habermas' »erkenntnisleitenden Interessen« ist Weber die erkenntnissteuernde Funktion von Interessen und, wie er gern sagte, Kulturwerten völlig klar gewesen, auch ihre Vergänglichkeit, wenn die großen Kulturprobleme sich verlagern und das Licht der Erkenntnisinteressen auf eine Problemkonstellation fällt, die neue Fragen und neue Antworten verlangt.

3. Geht man von den vertrauten »Cost-Benefit«-Überlegungen aus, sind einige Benefits dieser beiden Einflüsse aus den Sozialwissenschaften auch dafür entscheidend gewesen, dass die neue Theoriediskussion der Historiker seit den sechziger Jahren zur Ablehnung von theoretischen Ansätzen geführt hat. Ich nenne nur drei: Poppers universelle Theorielehre wurde nicht akzeptiert, da sie mit dem Erkenntnisverständnis, das Historiker im Allgemeinen von der Geschichte der Welt der Menschen besitzen, nicht vereinbar ist. Von Luhmanns lichten Abstraktionshöhen, auf denen seine Systemtheorie die Welt neu zu erfinden suchte, auf jenes mittlere Reflexionsniveau hinabzusteigen, das theoretisch interessierte Historiker bevorzugen, ist meines Wissens noch keinem Jünger Clios überzeugend gelungen. Ähnlich ist es mit einer neuen Kultfigur wie Foucault gegangen. Sein politisches Credo, das amerikanische Demokratie und Stalinismus gleichsetzte, später den fundamentalistischen Islamismus Khomeinis als Sieg illustrierer Geister verklärte, sein beinhardter Strukturalismus, der auch in der angeblichen Übermacht der Diskurse zutage trat, seine Unkenntnis der Hermeneutik und die extrem schütterte, oft irreführende empirische Basis zahlreicher Positionen – diese Defizite haben zwar nicht verhindert, dass er in Einleitungen als Theoriespender wortreich beschworen wird, ohne danach jedoch die Argumentation innovativ zu strukturieren. Übrigens scheint mir die Foucault-Diskussion in den Sozialwissenschaften in einem erstaunlichen Ausmaß an der Zufriedenheit mit einer streng immanenten Interpretation zu leiden, ohne erneut zu einem harten Test seiner Thesen, wie er früher einmal Richard Hamilton gelungen ist, überzugehen.

Um noch ein weiteres Wort der Kritik anzufügen: Ich kenne keinen Historiker, der sich so vorbehaltlos dem modischen Theorem des »Rational-Choice«-Ansatzes ergeben hat, wie das zahlreiche Wirtschafts- und in ihrem Bann Sozialwissenschaftler unlängst getan haben. Zu tief saß ihre Überzeugung, dass diese schlichte Lehre über den seit Adam Smith vertrauten Idealtypus des *Homo oeconomicus* eigentlich nicht hinausführe, die Komplexität menschlichen Verhaltens grandios unterschätze und handlungstheoretisch gesteuerte Wirkungen vielseitiger Weltbilder auf eine simple Variable reduziere. Die Kritik der Historiker stammte freilich weithin aus dem Arsenal der theoretisch aufgeklärten Sozialwissenschaften.

4. Fragt man weiter nach den Benefits der Kooperation mit den Sozialwissenschaften, kann man wichtige Nutzeneffekte schwerlich bestreiten. Die moderne Sozialgeschichte der Ungleichheit etwa wäre ohne die Rezeption der

soziologischen Hierarchietheorien und der von ihnen angeleiteten empirischen Forschung nicht zustande gekommen. Für die historische Mobilitätsforschung gilt dieselbe Anregung nicht weniger als für die Forschung zur Habitusformierung, die altertümliche Konzeptionen von Klassenbewusstsein oder Nationalcharakter verdrängt hat. Die Wirtschaftsgeschichte hat immens von Klassikern wie Joseph Schumpeter und Karl Polanyi, Alexander Gerschenkron und David Landes, Eric Hobsbawm und Fernand Braudel profitiert. Dagegen hat sich die einst modische Fusion von neoklassischer Theorie und mathematischen Künsten in der Ökonometrie der sogenannten Cliometriker im Grunde als Eintagsfliege erwiesen, aber trotzdem einige wichtige Perspektiven eröffnet und belastbare empirische Ergebnisse zutage gefördert.

In seinem brillanten Buch *Re-Forming Capitalism*² hat Wolfgang Streeck unlängst die Irrwege der neoklassischen Theorie rigoros verurteilt und ein geradezu leidenschaftliches Plädoyer für die Historisierung der Kapitalismusanalyse im Stil einer Historischen Sozialwissenschaft gehalten. Mit einer solchen Vehemenz und Sachkunde konnte nur ein kritischer Soziologe, kein deutscher Ökonom, urteilen. Man wird sehen, ob Historiker diesen neuen Brückenschlag nutzen.

Was die Bereitschaft zum Lernen von der Politikwissenschaft angeht, scheint mir der Einfluss der Heroen der Frühzeit, etwa von Ernst Fraenkel und Richard Löwenthal, von einem Zeithistoriker wie Karl Dietrich Bracher zu schweigen, ganz so evident zu sein wie der Umstand, dass wir die Studien der letzten großen Autoritäten dieser Zunft, also von Klaus von Beyme und von Manfred G. Schmidt, bedenkenlos ausschlachten. Bei welchem Historiker könnte man auch so viel über das politische System der Bundesrepublik, über den Föderalismus, über Parteien und Verbände, über politische Theorien lernen und die systematische Gedankenführung adoptieren?

Es ist hier nicht der Ort, eine umfangreiche Bibliografie der Auswirkungen dieser Einflüsse auf die Geschichtswissenschaft – aufs Ganze gesehen: ein großer Gewinn – zu präsentieren. Man darf aber gespannt sein, ob die »Neue Kulturgeschichte«, die immer wieder die Berufung auf die Ethnologie, die Linguistik, die systematische Religionswissenschaft wie eine Monstranz vor sich herträgt, auch einmal ein solches Netzwerk mit vergleichbaren Ergebnissen nachweisen kann.

5. Das bringt uns zu einigen Kosten, zu Defiziterfahrungen im Verhältnis von Geschichtswissenschaft und Sozialwissenschaften. Was uns an der Kooperation mit den Nachbarwissenschaften vor allem interessierte, war die Aussicht, die strukturell prägenden Antriebskräfte und restriktiven Bedingungen des historischen Prozesses genauer erfassen und erklären zu können, war die Hoffnung, das theoretische Instrumentarium schärfen zu können, war die Neugier, neue Perspektiven und Methoden kennenzulernen. Manches davon ist durch-

² Wolfgang Streeck, *Re-Forming Capitalism. Institutional Change in the German Political Economy*, Oxford 2009.

aus in Erfüllung gegangen, aber da sich das Hauptinteresse auf die vermeintlich harten, bisher unseres Erachtens vernachlässigten Strukturen richtete – auf soziale Ungleichheit, Herrschaft, Konjunktur- und Krisenzyklen, demografische Prozesse – wurden die vermeintlich »weichen« Potenzen vernachlässigt. Natürlich kannte man die fundamentale Bedeutung der »Weltbilder« in Webers Gedankenwelt, und bei den Debatten, die wir mit Wissenschaftlern aus den Regionen östlich der Elbe vor 1989 über das Dauerbrennerthema »Schlägt unser Max nicht doch euren Karl?« geführt haben, wurde das auch ausgespielt. Aber in der eigenen Arbeit und Lehre haben wir, zum Teil wegen der Überfütterung mit Ideengeschichte während unserer Studienzeit, die verhaltenssteuernde Rolle der Weltbilder, der Religion, generell der Ideen und der mit ihnen zusammenhängenden Symbole und Rituale vernachlässigt, wenn nicht sogar übergangen. Das kann durch die Öffnung gegenüber diesen Problemen, damit auch gegenüber Forderungen der »Neuen Kulturgeschichte«, korrigiert werden. Stichhaltige neuere Studien belegen inzwischen, dass diese Fusion erfolgreich möglich ist.

Enttäuschend war, wie wenig unser Werben um die Nachbarwissenschaften erwidert wurde. Das mag an der fehlenden Überzeugungskraft unserer Argumente gelegen haben. Aber die fachspezifische Sozialisation erwies sich als hohe Barriere, die nur selten überwunden werden konnte. Wegen der ahistorischen Dogmatik der neoklassischen Wirtschaftswissenschaft gab es so gut wie gar keine produktive Response. Eine derart ermunternde Unterstützung, wie sie Streecks jüngstes Buch bietet, konnte typischerweise auch nicht von einem deutschen Ökonomen geschrieben werden. Unter den Fittichen von René König ließ sich gut für eine Historisierung der Soziologie plädieren. Doch geöffnet hat sich eigentlich nur Rainer Lepsius, der unter Historikern einflussreichste Soziologe in den vierzig Jahren nach 1960. Das lässt sich nicht nur an der Wirkungsgeschichte seiner berühmten Aufsätze verfolgen, sondern auch an den vier Bänden über das deutsche Bildungsbürgertum, die nach seinem theoretischen Entwurf im »Arbeitskreis für moderne Sozialgeschichte« entstanden sind.

Und die Politikwissenschaft? In den Kontroversen über eine neue, eine »moderne Politikgeschichte« haben wir für die Öffnung gegenüber dem Ideen- und Methodensortiment der Politikwissenschaft gestritten, damit endlich die ausgefahrene Bahn des »Primats der Außenpolitik« verlassen wurde. Vergebens, die Experten der internationalen Beziehungen beharrten auf diesem Primat. Wer aber tatsächlich eine moderne Politikgeschichte empirisch und mit theoretischer Neugier betrieb, stammte seiner wissenschaftlichen Sozialisation nach gewöhnlich aus dem Umfeld der Sozialhistoriker. Denn sie hatten jahrelang Parteien und Verbände, Populismus, Demokratiekritik und so weiter zu ihrem Thema gemacht und dabei selbstverständlich auf den Fundus der Politikwissenschaft zurückgegriffen.

6. Was bleibt von der Kooperationsbereitschaft mehrerer Historikergenerationen, die von den Sozialwissenschaften lernen wollten und, wohlgermerkt,

weiter lernen wollen? Ohne Koketterie kann man konstatieren, dass eine beachtenswerte Literatur entstanden ist, die auch dem internationalen Vergleich standhält. Wie viel leichter ist es heutzutage, sich auf dieser Grundlage mit der Geschichte des deutschen Bürgertums, der Arbeiterschaft, des Adels, mit Parteien, Interessenverbänden, ideologischen Strömungen, Konjunkturen und Krisen vertraut zu machen. Umgekehrt aber hat der Transfer, die Historisierung von fremden fachspezifischen Problemen nicht wie erhofft funktioniert.

Bleibt Streeck vorerst der einzige Paradiesvogel, der die Politische Ökonomie des Kapitalismus mit einer Historischen Sozialwissenschaft angeht? Wo ist ein Nachfolger von Lepsius, der dessen historische Interessen teilt? Selbst mit der Politikwissenschaft, die hierzulande öfters unmittelbar neben und mit der Zeitgeschichte ihre Felder bestellt, ist keine breite Allianz gelungen. Natürlich sind die Galionsfiguren, – Clio volente –, enge Verwandte geblieben: Klaus von Beymes Kompendien über die *Geschichte der politischen Theorien in Deutschland 1300–2000* (2009) oder über *Politische Theorien im Zeitalter der Ideologien* (2002), auch über die alte Liebe zum *Zeitalter der Avantgarden* (2005) sind genuin historische Werke, mit einem strengeren systematischen Urteil, als es der herkömmliche Theoriehistoriker riskieren würde. Und Manfred G. Schmidts Analysen des politischen Herrschaftssystems der Bundesrepublik oder der Sozialpolitik sind von Anfang bis Ende historisch so durchwachsen, dass sie ohne die historische Dimension gar nicht vorstellbar sind, nicht zuletzt von daher einen Teil ihrer Überzeugungskraft beziehen.

Aber wirkt dieser Denkstil auf junge Politikwissenschaftler als Vorbild? Wie konnte sich der engstirnige und ahistorische »Rational-Choice«-Ansatz als universelle Mehrzweckwaffe, als Passepartout für die Erschließung denkbar komplizierter Probleme zeitweilig durchsetzen? Die anhaltende Macht unhistorischer Denkfiguren in den Nachbarwissenschaften haben wir als Historiker vermutlich unterschätzt. Vielleicht fehlt auch die Faszination, die für uns damals vom amerikanischen und englischen Wissenschaftsbetrieb inmitten funktionstüchtiger demokratischer Systeme ausging. Neugier und der Drang nach Erweiterung des Denkhorizontes führten oft zu einem Doppelstudium. Heute glaubt man eher, neue Interessen durch die flinke autodidaktische Aneignung von Elementen fremder Fächer befriedigen zu können, wie das zurzeit die kulturhistorische Schule mit ihren Hinweisen auf Ethnologie und Sprachwissenschaft tut, scheut aber die strenge Ausbildung durch ein intensives Doppelstudium.

War also das Projekt einer Historischen Sozialwissenschaft oder einer sozialwissenschaftlich fundierten Geschichtswissenschaft ein Generationsphänomen, das sich nicht beliebig lange verlängern lässt? Die entscheidende Frage bleibt hier: Gibt es überlegene Alternativen? Ist die fachspezifische Eigenart der Ökonomie, der Soziologie, der Politikwissenschaft, natürlich auch der Geschichtswissenschaft – so sorgfältig wie borniert in der akademischen Sozialisation weiter vermittelt – das Nonplusultra? Bei allem Respekt für neue Präfe-

renzentscheidungen, wie man sie bei den Kulturhistorikern, aber auch bei den »Rational-Choice«-Adepten beobachten kann, bleibt doch bestehen:

Die Geschichtswissenschaft kann durch Offenheit gegenüber den benachbarten Sozialwissenschaften weiterhin nur gewinnen, da sie keine unkritische Übernahme von deren Theorien und Ergebnissen pflegt, aber eigene Grenzen so überwinden kann. Dieselben Nachbarwissenschaften aber könnten durch eine Historisierung ebenfalls nur an Realitätsnähe und Erklärungskraft gewinnen, so zähflüssig dieser Prozess auch verlaufen mag. Deshalb brauchen wir Schlüsselfiguren wie Klaus von Beyme, die auf die Geschichtswissenschaft als politikwissenschaftliche Anreger, auf die Politikwissenschaft als Verfechter der historischen Dimension wirken.

Gideon Reuveni

The Bridge and the Door – On the Cultural Economy Approach to History

The following paper wishes to explore more closely the threefold conjunction between history, culture, and the economy. It will start with a brief overview of different conceptualizations of the nature of this relationship suggesting that seeing the economy as a culture might provide new ways to read history. The potential of this turn to a cultural economy approach to history will then be illustrated by a discussion of some aspects of my current research on so-called Jewish economic history. But before getting to this part of the paper, I would like to begin by briefly discussing my book *Reading Germany* that came to life as a dissertation project under Moshe Zimmermann's supervision. As I realized after having completed this study, it was very much about this connection between history, culture, and the economy.

Culture versus the Economy

Originally *Reading Germany* was aimed to investigate German reading culture before 1933. This endeavor was motivated by the dominant historiographical approach which contrasts a cultured Germany – “the country of poets and philosophers” – and a barbaric Germany – “the country of judges and executors” – in order to assess Germany and its recent history. Investigating what, how, and why people read was to provide new insights into German society and to lead to a better understanding of the processes that facilitated the nazification of Germany. Relying on existing research on the history of reading, I presupposed that reading was a formative activity that shaped how people conceived their reality and made sense of their lives. Only after embarking on my research did I start to grasp the flaws of this so-called formative approach to reading. Beyond the difficulties finding sources that could provide interesting insights and solid evidence on reading habits and reading responses of nonprofessional readers, I began to doubt the feasibility of this approach to reading as a formative activity. The activity of reading emerged as complex social phenomenon, encompassing a range of cultural, political, and economic interests. Finally, I started recognizing that reading is an arena wherein an unremitting struggle is waged between

various institutions and individuals in order to shape and determine its social status and significance. Seeing reading as a complex activity that reflects power relations in society had significant implications for my work. It enabled me to recognize that the framework needed for a new approach to reading and its social context was not located in reading as an activity of encoding signs printed on paper, but in the nexus between intellectual and material culture, or, in more general terms, between culture and the economy. On a different, more self-reflective level, situating reading in the space in-between culture and the economy made me realize how my own thinking was embedded in this process of semantic determinism, presupposing that reading had a unique status as “culture” and a formative activity. Consequently, I began questioning the notions of culture and the economy and was particularly intrigued by the nature of their relationship.

In terms of my own research this meant that the examination of issues surrounding the nature of books as a commodity offered an excellent opportunity to explore the changing notions regarding the relationships between culture and the economy. While some readers stressed the cultural quality of book reading, positing that books are beyond all economic or material interests, others saw books as a commodity that operated, like any other products, on the basis of supply and demand of the marketplace. Both approaches seemed to accept the view that the economy and culture are separate, if not antithetical, realms. Thus, the struggle over the nature of books as either a commercial commodity or cultural goods emerged from this normative understanding of the relationship between culture and the economy. Seeing themselves as trapped between two worlds, book traders and publishers, for example, sought ways to come to terms with what they considered as the hybrid position of their vocation. By adopting a conceptual framework which could be used to relate to books as products combining cultural and economic capital alike, they hoped to refute both economy-led and culture-led criticism of the book trade and thereby consolidate their supposed in-between position.

The most comprehensive and meticulous attempt to provide such a conceptual framework can be found in the work of Gerhard Menz, head of the School for Book Trade Studies (Seminar für Buchhandelsbetriebslehre an der Handelshochschule) in Leipzig. In his inaugural lecture of 1925, in which he discussed the nature of books, Menz maintained that the perception of books as the materialization of intellectual life could not ignore the complex nature of books as a product which combine both economic and cultural dimensions.¹ Menz

1 Later a version of the speech was published as Gerhard Menz, *Das Buch als Ware und Wirtschaftsfaktor*, in: *Archiv für Buchgewerbe und Gebrauchsgraphik* 67 (1930), 445–459. On that speech see also Friedrich Uhlig, *Zehn Jahre Seminar für Buchhandelsbetriebslehre an der Handels-Hochschule zu Leipzig*, in: *Börsenblatt für den deutschen Buchhandel* 102 (1935), 1053–1057.

In diesem Moshe Zimmermann gewidmeten Band werden mit Blick auf die Verwerfungen deutscher Geschichte im 19. und 20. Jahrhundert Themen der deutsch-jüdischen Geschichte, des Nationalsozialismus und der Nachkriegszeit vorgestellt. Dabei stehen Fragen von Theorie und Methode, Struktur und Gesellschaft sowie von Biografie und Alltagskultur im Vordergrund. Die Beiträge behandeln u. a. das deutsch-jüdische Zusammenleben in Mittelalter und Früher Neuzeit, die Rolle des Sports – insbesondere des Fußballs – im 20. Jahrhundert und die Einordnung deutscher Geschichte in der Moderne.

Die Herausgeber

Dr. Dan Diner ist Professor für Geschichte an der Hebräischen Universität Jerusalem sowie an der Universität Leipzig. Dort leitet er das Simon-Dubnow-Institut für jüdische Geschichte und Kultur.

Dr. Gideon Reuveni ist Reader in History an der University of Sussex. Dort leitet er das Centre for German-Jewish Studies.

Dr. Yfaat Weiss ist Professorin an der Hebräischen Universität Jerusalem. Dort leitet sie das Franz Rosenzweig Minerva Zentrum für deutsch-jüdische Literatur und Kulturgeschichte.

ISBN 978-3-525-30164-7



9 783525 301647

www.v-r.de